



Therapeut Gruber, Sexualtätergruppe in Viersen: „Wenn Babys so niedlich sind, so süß, das macht mich wütend“

SEXUALITÄT

# Die allerletzte Station

Vierzehnjährige, die ihre Schwester vergewaltigen, Fünfzehnjährige, die sich an Babys vergehen, Sechzehnjährige, die das Nachbarskind missbrauchen: Die Zahl junger Sexualtäter steigt. Eine Klinik in Viersen versucht, solche Straffälligen zu heilen. Wenn möglich, für immer. *Von Barbara Supp*

Sie lehnt an der Hauswand und zieht Luft in die Lungen, schweigsam, wahrscheinlich sortiert sie die Bilder im Kopf, die Menschen, die Geschichte, das, was man ihr eben erzählt hat. Sie hat zugehört und nachgefragt, das ist ihr Job hier in der Psychiatrie.

„Da wird mir kalt, wenn ich das höre“, sagt Karin Arneaud.

Es war ein Vorstellungsgespräch. Ein Junge, 16 Jahre alt, rund 150-mal hat er seine Schwester missbraucht. Mit elf fing er damit an, sein Bruder tat dasselbe, hat aber vor einem Jahr etwa damit aufgehört, deshalb soll er anders behandelt werden, ambulanz, deshalb ist der Bruder nicht hier.

Keine Unterschicht, sondern gute Wohnung, eigene Zimmer, Sportunterricht, Mu-

sik. Und ein Stiefvater, der sich wie seine Stiefsöhne dieses Mädchen vornahm, jahrelang. Die Mutter sollte nichts wissen. Man müsse sie schützen, fand das Mädchen. Die Scheidung damals war so schwer für sie.

Dann kam eine Cousine zu Besuch, und der Stiefvater wollte die Cousine, doch die Tochter ging dazwischen, „nimm lieber mich“. Die Cousine schlief im Bett der Tochter, nachts kam wie üblich der Bruder, und die Cousine, unter Schock, hat alles erzählt.

Dies ist der richtige Ort für solche hässlichen Geschichten, von Halbwüchsigen, die ihre Schwester vergewaltigen, Nachbarskinder missbrauchen, in der Gruppe über ein Mädchen der Clique herfallen. Dies ist das Gerhard Bosch Haus, die Station für junge Sexualstraftäter in Viersen,

und Karin Arneaud ist Stationsleiterin hier und kennt viele solcher Geschichten, aber diese – sie atmet durch.

Wie die Mutter dasaß und nach der Hand des Sohns griff. Man stumpft nicht ab, sagt sie. Nein, man stumpft nicht ab.

Man nimmt die Schlagzeilen, die Debatten draußen zur Kenntnis und macht weiter. Die Schlagzeilen: immer jünger die Täter, immer brutaler, eine Generation Hardcore, verseucht durch Pornografie. Die Debatten: wegsperren? Oder doch nicht? Diese Jungen zwischen 14 und 18, die sich an Jüngeren und Wehrlosen vergangen haben; die sind es, die man ins Bosch-Haus aufnimmt, mit der Hoffnung, dass sie zurückzuholen sind.

*Euer Delikt lässt uns nicht kalt.*





**Jugendidol Sido: Hässliches Bild von Liebe und Sex, von Männern und Frauen**

Zu lesen ist das als einer von zehn Merksätzen, aufgehängt unter Glas auf einer Tafel im Flur. Den Jungen zur Kenntnis und den Betreuern zum Selbstschutz. Aufgeschrieben, damit klar ist, dass es nicht gut sein kann, wenn man als Betreuer die Wut, den Ekel, die Fassungslosigkeit über solche Taten schluckt und an zu viel Verständnis erstickt.

Wie können Sie da arbeiten, wird Karin Arneaud häufig gefragt, neulich erst wieder beim Friseur. Weil es sich lohnt, denkt sie, aber sie denkt auch, dass das Außenstehenden schwer begreiflich zu machen sei. Mit ihrem Kaffeebecher findet man sie im Betreuerzimmer, unbeirrbar besonnen nach 16 Jahren Erfahrung mit solchen Taten, sie könnte Stationsschwester in einer normalen Kinderklinik sein, nur dass sie oder ihre Kollegin immer den Blick auf die offene Türe halten. Weil immer kontrolliert werden muss, was auf dem Flur geschieht.

Sie schaut in ihren Kaffee und will keine schnellen Antworten geben. Stimmt das? Sind die Täter brutaler als früher? Mitleidloser?

„Ich glaube schon“, sagt die Kollegin, „da ist mehr Drohen, Würgen, Schlagen.“

„Ich weiß nicht“, sagt Frau Arneaud, „erinnerst du dich, dieser Riese damals? Der 150-Kilo-Typ? Der sich den Vierjährigen vom Spielplatz geholt und vergewaltigt

hat? Der mit diesem Glanz in den Augen, mit den Gewaltphantasien ...“

Sie schluckt es weg, professionell. Sie lacht, als sie nach einem Aktenordner gefragt wird, auf dem eine Art Kondom zu sehen ist und die Beschriftung „Billy Boy“. „Das ist für die Aufklärung. Jeden Samstag ist Kurs.“

Für diese Jungs? Die eher zu viel über Sex wissen als zu wenig?

„Ganz viele wissen gar nichts. Die wissen, wie gepoppt wird, sonst nichts. Einer sagte neulich: Meine Mutter hat zwei Gebärmütter. Weil sie zwei Kinder hat.“

Einen hatten sie da, der hatte seine Mutter vergewaltigt.

Rheinische Kliniken, Viersen-Süchteln, einmal quer durchs Gelände; ganz am Rand, gleich bei der Drogenstation, da sind sie, in einem Flachbau aus den siebziger Jahren. Im Erdgeschoss die Täter, elf sind es zurzeit, zwei ausländische Namen darunter, die anderen deutsch. Im oberen Stock die sieben von der „Schleusengruppe“, die ihre acht oder zehn Monate Erdgeschoss hinter sich haben und auf dem Rückweg sind in die Normalität.

Sein sollen, jedenfalls.

„Man sieht es ihnen nicht an“, so die Kollegin. „Nein, natürlich sieht man das nicht.“

Man sieht, kurz vor Mittag, eine Gruppe Jugendlicher, von Schule oder Beschäf-

tigungstherapie kommend, von einer Betreuerin überwacht. Nette Jungs. Sie grüßen freundlich. Ein paar schreiben ihren Namen an eine Tafel im Essraum, David, Sascha, Ahmed, Dominik\*, das bedeutet: Ich will einen Einzeltherapie-termin. Sie setzen sich zum Essen.

Mittagsmahl in der Jugendherberge, so sieht das aus. Und dann steht ein ziemlich großer, ziemlich entschlossener Mann in Jeans und Pullover im Raum und geht die Namen durch, die an der Tafel stehen, jeder muss ein Thema angeben können für sein Gespräch, zu einem sagt er, in hartem Ton: „Warum willst du mit mir sprechen? Sag es. Über deine pädophilen Neigungen willst du sprechen, oder nicht?“

Thomas Gruber, Heimleiter und Cheftherapeut, sitzt nach dem Essen in einer aprikosenfarbenen Wohnlandschaft, im Fernsehzimmer, und gegenüber ein Fünfzehnjähriger mit stumpfen Augen, stockender Sprache, er spricht über Babys, Sascha sagt: „Wenn die so niedlich sind, so süß, das macht mich wütend.“

Was macht dich wütend, Sascha?

„Wie die so niedliche Augen haben, wie sie essen ohne Zähne, und alle sagen, die sind süß.“

Was macht dich noch wütend?

\* Die Namen der Jugendlichen sind geändert.



„Wenn man mich schlägt.“  
 „Wärst du gern niedlich? Süß?“  
 „Nicht süß, nein. Cool. Oder doch, ich weiß nicht, ein Mädchen könnte sagen: Der ist süß.“

Saschas Opfer waren Babys. Er ist seit drei Monaten da, ist am Ende der Probezeit, er muss sich entscheiden, ob er mitmacht oder geht.

Sascha stammt aus russlanddeutscher Familie, er ist still, verschlossen, meistens mit seinem Gameboy im Zimmer, den anderen fällt das ungut auf. Er redet nicht. Es ist schwer einzuschätzen, was er denkt.

Die Neuen, sagt Gruber, sehen sich als „Besucher“. Sie werden ja wieder gehen. Sie kommen und sagen nicht: Das habe ich getan. Sondern: Das ist passiert.

Sie haben, so sagen sie, nichts Schlimmes getan. Und tun es gewiss nicht wieder. Dem Kind habe es nicht geschadet. Das Mädchen habe es so gewollt.

Sie kommen ins Bosch-Haus, und aus der Station 22, gleich nebenan, der Drogenentgiftung, schreit es herunter: „Kinderficker!“ Sie kommen, und im Normalfall sind sie nicht freiwillig hier, es ist ihre letzte Alternative zum Knast.

Sie wissen, wie man sie im Knast behandeln würde.

Niemand ist hier ohne Strafandrohung, jeder Einzelne ist angezeigt oder schon verurteilt wegen Missbrauch, Nötigung, Vergewaltigung. Wer nicht mitmacht, fliegt. Wird rausgeworfen, oder gleich abgeholt von der Polizei. Das macht großen Eindruck auf die, die bleiben.

*Der Knast gehört dazu.*

Das ist einer der Leitsätze im Flur.

Bei Gruber ist jetzt ein Siebzehnjähriger, den gleichaltrige Mädchen wahrscheinlich als süß bezeichnen würden, aber er mag lieber Kinder. Philipp sagt, dass er zurzeit keine Phantasien in dieser Richtung habe, aber er habe ja zurzeit auch wenig Gelegenheit, Kinder zu sehen.

Er sagt, er glaube aber, dass seine Alarmanlage im Kopf funktioniert. Dass sie klingelt, wenn es Gefahr gibt. So dass man weggehen kann. Oder jemand dazuholen. Oder vielleicht versuchen, dazubleiben und nichts Verbotenes zu tun.



OLIVER TJADEN / LÄUF

**Heimleiter Gruber**

„Therapie muss weh tun“



Wer hierherkommt, muss sprechen über das, was er getan hat, wovon er phantasiert, was er dabei fühlt. Er wird hartnäckig konfrontiert mit seiner Tat, muss allen Mitbewohnern Auskunft geben, gleich am ersten Tag. Manchmal, sagt Gruber, haben andere geweint, wenn ein Neuer sein Delikt beschrieb.

Kann man sie zurückholen? Man kann, sagt Thomas Gruber. „Es sind nur so viele.“

Die Kriminalstatistik zählt 2006 bei Vergewaltigung 768 Tatverdächtige zwischen 14 und 18 Jahren, zehn Jahre davor waren es noch 355. Beim Missbrauch von Kindern hat sich die Zahl in derselben Zeit mehr als verdoppelt, 1996 wurden 887, im Jahr 2006 rund 1600 Tatverdächtige gezählt.

Manches ging früher vielleicht noch als Doktorspiel durch, wurde nie erzählt, nie angezeigt; aber dass die Zahlen steigen – zu leugnen ist es nicht.

Seit 18 Jahren leitet Gruber die Tätertherapie im Bosch-Haus, rund 200 Jugendliche aus ganz Deutschland hat man ihm bisher geschickt. Und von den zwei Dritteln, die durchhielten, wurden nur fünf Prozent wieder auffällig mit einem Sexualdelikt.

Bleibt einer, dann hat er gute Chancen. Aber bei keinem kann man sicher sein, dass er bleibt.

Er kommt in kein Gefängnis, er muss lernen, einen Käfig zu respektieren, der aus

unsichtbaren Gittern besteht. Der Neue darf nicht einmal vom Flur in die Küche, ohne um Erlaubnis zu fragen. Wer mitarbeitet, darf bis auf den Hof. Wer weiter dabeibleibt, aufs Klinikgelände. Dann bis nach Süchteln, in den Ort. Dann am Wochenende nach Hause, wenn es denn ein Zuhause gibt.

Dann, irgendwann, nach anderthalb Jahren vielleicht, ist er frei. Dann wird er entweder rückfällig, oder er kann beweisen, dass das Bosch-Haus funktioniert. Einen fürchterlichen Fall gab es, vor gut zehn Jahren, da missbrauchten zwei Ehemalige eine Frau und brachten sie um.

Es ist wie überall, wo Schuldigen der Schritt zurück ins Leben der anderen beigebracht werden soll; Angst und Misstrauen draußen sind nachvollziehbar groß. Jeden Ausgang müssen Gruber und seine Leute belegen können. Wenn irgendetwas geschieht im Umfeld von Viersen, irgendetwas, das mit sexuellen Übergriffen zu tun hat, dann kommt als Erstes die Frage ans Bosch-Haus: Wo waren eure, an diesem Tag, zu dieser Zeit?

*Erst kommt die Kontrolle, dann die Therapie.*

Gruber sagt: „Wir haben ein hohes Gewaltpotential heute, fast bei allen. Ein Unterschichtproblem ist das aber nicht.“

Gruber ist ein aus dem Schwäbischen stammender Diplompsychologe, 52-jährig





## Jugendzimmer in der Täterstation

„Ein Unterschichtsproblem ist das nicht“

dern weil der kindliche Körper ihm das Maximum an Befriedigung verspricht.

Als sicher gilt, dass solch ein echter Pädophiler nicht geheilt werden kann. Aber Kontrolle lernen, das kann er. Er muss sich dazu bringen, ein Leben lang auf das zu verzichten, was ihn am meisten erregt.

*Therapie muss weh tun.*

So steht es an der Wand im Flur.

Das tut sie. Man kann das sehen. Man geht spazieren mit der Gruppe und einem Betreuer, der über sie wacht, ein flaches Land, Bauernland, man stampft über schlammige Feldwege, und einer ist dabei, knapp 18, der kennt jeden Grashalm beim Namen, weiß den Unterschied zwischen Raps und Senfsaat, bleibt bei jedem Traktor stehen.

Er kam als Kind von zu Hause weg, weil es sein musste, zu einer Pflegefamilie mit Bauernhof. Er sollte den Hof übernehmen, Kühe, Ackerland, das war sein Traum. Dann hat er Pflegegeschwister missbraucht. Nun geht es nicht mehr.

Da draußen im Matsch fragt er den Betreuer nach einer Sondererlaubnis, und dann darf er: einmal über den Acker gehen. Einen kostbaren Moment lang allein.

Ein kleines Zugeständnis. Ein großer Sieg.

Wenn der Neue kommt, lässt er einen Skandal hinter sich, der eine scheinbar intakte Familie zerreißen kann. Manche Eltern wollen nie wieder etwas zu tun haben mit diesem Sohn. Andere leugnen, schließen sich zusammen gegen die Vorwürfe der Umwelt draußen, oft auf Kosten des Kindes, das zum Opfer geworden ist. Diese Eltern gilt es zu gewinnen, das hilft.

Der Junge will sich ja meist nicht ändern. Er kommt auf die Station und hat ein Problem, aber er leidet nicht. Er soll aber leiden, soll sich danach sehnen, dass das Leiden ein Ende nimmt. Dann erst, wenn er so

etwas wie ein Kunde geworden ist, der um Hilfe nachfragt, hat er selbst genug Interesse daran, dass sein Leben eine andere Richtung nimmt.

Schwer zu sagen, in welcher Phase David jetzt ist; hat er begriffen, worum es hier geht? Will er das?

David, der vor sechs Monaten kam, schmal, mit Brille

und einer der lautesten Stimmen der Station, David hat etwas zu sagen an diesem Tag, in der Tätergruppe, vor Gruber, einem Arzt aus der Klinik und den anderen zehn. Er habe, sagt David, bisher etwas verschwiegen.

Nämlich alles, was nicht in seiner Anzeige stand.

Das mit dem Klo. Und das mit dem Gebüsch. Und das mit dem Fernglas und noch ein paar Sachen, also, er wollte damals un-

und so etwas wie der Erfinder dieser Art von Therapie, inzwischen folgen ein Dutzend Einrichtungen in Deutschland einem ähnlichen Prinzip.

Die Öffentlichkeit ist wacher geworden, interessierter an dem, was sie tun. Denn es geht nicht nur darum, Kinder vor Tätern zu schützen, die selbst fast noch Kinder sind. Wer die Kinderschändergeschichten in den Zeitungen liest, der weiß es ja: Jeder zweite Pädophile ist noch jung, wenn er zum ersten Mal auffällig wird. Behandelt man ihn früh, gibt es vielleicht keine Opfer mehr – Opfer, die womöglich später selbst zu Tätern werden.

Wegsperrten, für immer, das war die Idee des damaligen Bundeskanzlers Gerhard Schröder. Aber keine Gesellschaft kann es sich leisten, alle Täter für immer wegzusperren, und es wird ja keiner geheilt, nur weil er im Gefängnis sitzt.

Es ist nicht so, dass Heimleiter Grubers Ehemalige alle brave Staatsbürger geworden sind. Aber bei denjenigen, die eine solche Chance nicht bekommen, ist die einschlägige Rückfallquote dreimal so hoch.

Fragt man die Neuen: „Wer bist du“, dann kommt häufig die Antwort: „Ich bin der letzte Dreck.“

Es gilt zu begreifen, wer sie sind und wie sie so wurden; die Forschung hat es

bisher nicht eindeutig geklärt. Bekannt immerhin sind biografische Risikofaktoren.

Dieses Ohnmachtsgefühl, das sich in Machtrausch wandelt, wenn Wehrlose zu Willen sind, die kleine Schwester, die Cousine, das Nachbarskind.

Pornos, ja, aber nicht als Ursache, sondern eher als Indiz dafür, dass ein Leben aus dem Ruder läuft.

Einsamkeit, die Nähe sucht und diese Nähe sexualisiert.

Fehlende Väter. Überforderte Mütter. Chancenlosigkeit. Gewalt. Kaputte Familien in allen Schichten und ein Sohn, der sich in sich selbst verschließt, zu unsicher, um mit Gleichaltrigen umzugehen.

Missbrauch, der selbst erlebt worden ist, nicht immer, aber oft.

Sehr häufig findet sich das alles bei denen, die ins Bosch-Haus kommen, aber es ist nicht immer so, Regeln, sagt Thomas Gruber, gibt es nicht.

Zu klären ist, ob einer tatsächlich pädophil ist, ob seine Gier nach Kindern ein festes Muster ist, keine vorübergehende Lust. Ob er Kinder nicht nur deswegen missbraucht, weil sie verfügbar sind, son-

**Ein Ohnmachtsgefühl, das sich in Machtrausch wandelt.**



OLIVER TADEN / LAIF

**Jugendlicher beim Ausgang:** *Es ist gut, wenn sie Alpträume haben, wenn sie weinen und wach liegen in der Nacht*

bedingt ein Mädchen, „ich hab alle in der Klasse gefragt. Aber keine wollte. Keine.“

Er blickt ratlos drein.

„Also, dann hab ich mich in meinem Zimmer auf den Stuhl gestellt und das Mädchen angeguckt, von gegenüber.“ Mit dem Fernglas.

Weiter.

„Ich stand auf dem Stuhl. Die Hose unten. Hab mit dem Pullover gewunken.“

Warum?

„Damit sie mich sieht.“

Die Sache mit dem Klo. „Ich hab Pornos geguckt. Dann bin ich zu einem Mädchen, das ich kannte, und hab dort geklingelt. Hab gesagt, ich muss aufs Klo. Hab gefragt, willst du mein Glied sehen?“

Und?

„Die ist schreiend davongerannt. In ihr Zimmer. Hat sich eingeschlossen und kam nicht wieder raus.“

Er guckt frustriert. Er wirkt sehr jung jetzt, ein enttäuschtes Kind, die Sätze passen nicht zu diesem Gesicht.

Ein andermal ist er im Gebüsch gehockt, vor dem Fenster eines Mädchens. Um Kontakt aufzunehmen.

„Warum hast du sie nicht einfach angesprochen?“

„Ich hatte Angst, dass sie nein sagt. Ich wollte doch nur Geschlechtsverkehr.“

„Was hätte jemand gedacht, der dich dabei sieht?“

„Der hat einen an der Marmel.“

Kurzes Zucken im Mundwinkel. „Diese bekloppten Umwege“, fragt dann Gruber, „warum machst du die?“

„Aber ich hab doch die Mädchen gefragt! Es wollte ja keine!“

„Schon mal drüber nachgedacht, dass die sich verarscht fühlen? Durch deine Regelanfrage?“

David schweigt.

Wenigstens, sagt er dann, sei das alles nicht gewalttätig gewesen. Und hört von Gruber in plötzlich scharfem Ton: „Das ist später anders geworden, wie du sehr gut weißt.“

Das waren dann die Dinge, die in der Anzeige stehen.

*Liebe ist etwas Schönes, und Sexualität gehört dazu.*

Auch einer der Leitsätze an der Wand.

Viele haben, wenn sie hierherkommen, ein hässliches Bild von Liebe, Sex, von Männern und Frauen. Frauen sind Schlampen, und Männer müssen brutal sein, damit man ihnen das Mannsein glaubt. So lernt man das im Porno oder im Pornorap von Sido und Bushido und, in den traurigsten Fällen, in der Familie daheim.

Es ist ein verzerrtes, aber doch noch erkennbares Spiegelbild der Gesellschaft draußen, die stetig für Nachschub im Bosch-Haus sorgt, es mangelt ja draußen nicht an kaputten Familien und verlorenen Kindern und an Pornografie.

Dass es andere Männer und Frauen gibt, erfahren manche zum ersten Mal bei Menschen wie Thomas Gruber oder Karin Arneaud. Es gilt zu lernen, dass Vertrauen möglich ist. Und ein Ich zu entwickeln, das Respekt vor sich selbst hat und den Machttausch nicht braucht. Und es gilt zu begreifen, was das macht mit einer kleinen Schwester, die man 150-mal vergewaltigt hat.

Es ist gut, wenn sie dann Alpträume haben, wenn sie weinen und wach liegen in der Nacht. Es schadet nicht, wenn sie in der Klinik auch Mädchen kennenlernen, die selbst Opfer sind. Mancher lernt zum ersten Mal, was ein Übergriff bedeutet, wenn ein Mädchen ihm davon erzählt.

Die schwerste Aufgabe: Opferempathie. Wer es schaffen will, muss sich diesem Leiden stellen.

„Ich habe meine neunjährige Cousine missbraucht.“

Christopher sagt es leise, aber deutlich, er verschluckt keine Silbe, kein Wort.

Christopher ist 18 und spricht gern, flüchtig und viel, vor zehn Monaten kam er her. Jetzt sitzt er oben, im Fernsehraum der Schleusengruppe, Gel im Haar, Baseballjacke, er ist einer von denen, die demnächst den Weg nach draußen gehen.

„Wenn du hier rausfliegst oder abhaust“, sagte sein Vater, „schlepp ich dich eigenhändig zur nächsten Polizeistation.“

Gut ein Jahr ist es her, da war er bei der Tante zu Besuch und allein mit der Cousine, nachts, im Fernsehzimmer, „und ich

hab sie gebeten, dass sie ihre Hose runterziehen soll“. Und dann alles andere. „Und dann hab ich sie gebeten, dass sie es niemandem sagt.“

Zu Hause Schweißausbrüche, jedes Mal, wenn das Telefon ging, und der panische Blick aufs Display.

Dann war die Tante dran und fragte, ob es stimmt. Die Tante sagte: „Ich zeig dich nicht an.“ Der Vater sah das anders.

„Eine Woche später bin ich zur Polizei.“

Drei Stunden saß er in der Zelle, allein, bis jemand Zeit hatte fürs Verhör.

Christopher spricht über einen Freund, der es im Bosch-Haus nicht aushält. Der sagte, lieber geh ich in den Knast. Dort ist er jetzt. Ob er es schaffen wird? „Dass der seine Aggressionen in den Griff kriegt, da müsste schon ein Weltwunder geschehen.“

Er spricht über Mädchen, mit Stolz kann er die Fotos von vielen präsentieren, die seine Freundinnen waren, insgesamt zwölf in sieben Jahren. Fast alle waren jung, eher

Kind als Frau. Das ist ihm aufgefallen, kürzlich.

Er schweigt kurz. Zupft am Jackenärmel. „Eigentlich widerlich, wenn man so drüber nachdenkt. Dass man so sein Beuteschema hat.“

Er beobachtet sich, um zu wissen, ob er gefährlich ist. Hat sich selbst eine Diagnose gestellt und hofft, dass sie stimmt:

Er sei auf seine eigene Art „bi“, also er möge Kinder, aber Gleichaltrige auch. Er glaubt, er weiß jetzt, was Kontrolle ist. Selbstkontrolle. Hofft es. Er ist jetzt 18 und hat einen Beruf gefunden, Gebäudereiniger, das will er lernen, wenn er hier rauskommt, er putzt ja so gern. Und eine Frau wünscht er sich, unbedingt. Kinder? Nein. Alles auf Anfang, ein ganz neues Leben; das geht nicht. Für ihn nicht, und schon gar nicht für die Cousine.

Er macht sich Sorgen um sie. „Sie hat viele schlaflose Nächte gehabt, um sich geschrien, viel geweint.“ Soweit er weiß, kriegt sie keine Therapie, und er versteht das nicht.

Es scheint der Cousine jetzt besserzugehen, ein bisschen jedenfalls, so hört er.

Aber nur, wenn man seinen Namen nicht nennt. ◆

**Zwölf  
Freundinnen  
hatte er bisher.  
Alle jung, eher  
Kind als Frau.**